

Das Verbrechen der Elise Geitler [Fortsetzung]

Autor(en): **Kesser, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 44

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647280>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 44
XV. Jahrgang
1925

Bern
31. Oktober
1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Das Ende.

Von S. W. Weber.

Herbstregen sprüht auf Stoppelfeld und Heide,
Aufschauend bebt die Erde, nackt und bar,
Und wie im Sturm des Bettlers greises Haar
Weht flatternd das Geäst der alten Weide.

Sort mit den Schwalben flog die Sommerfreude,
Der Wald ist stumm, die Sonne blöd und blind,
Der letzten Halme letzte Kräne rinnt,
Eh sie zum Schlaf die müden Köpfchen senken.

Bald deckt ihr Grab mit Schnee der Winterwind
Und bald auch deins. Nun magst du Menschenkind
Des eignen Endes sorgenvoll gedenken.

Das Verbrechen der Elise Geitler.

Von Hermann Kesser.

5

Als die Geschwister, frei und freudig auschreitend, der Stadt nahen, war es noch zeitig, so daß es Otto erlaubt schien, statt der ebenen Straße den Umweg über eine waldige Höhe zu nehmen, von der man den Blick auf das ebene Land und den Bergsaum hatte, und die wie in Stufen zu grünen Wiesen hinunterfiel. Der Wind, der den beiden ins Gesicht blies, hatte am grauen Himmel ein blaues Fenster aufgerissen, durch das aufs neue wärmende Sonne auf alle Straßen und Hänge schien; das blaue Fenster vergrößerte sich mit jedem Schritt, den sie vorwärts gingen, und so hatten die beiden nach dem verhängten und trüben Morgen mit einem Male ein helles Dach über sich, nahmen es als eine gute Vorbedeutung für das, was der Tag schenken würde, und gaben sich einem Frohmut hin, in dem Gertrud mit allen Sinnen aufging, auf nichts anderes bedacht, als daß die Sonne, der Tagesglanz und die summende Stadt alles von ihr scheuchen sollten, was sie durchbebt und geplagt hatte. Sie sprang auf ihren hohen Beinen leichtfertig Otto voran, als der Pfad in Windungen stieg, stieß mit den Füßen dürres Laub vor sich her, das alt und feucht von der Schneeschmelze auf dem dunstenden Boden faulte, und jubelte dem Bruder, der oft weit hinter ihr blieb, durch das Gewirr der Bäume und Felsen zu, kletterte auch in ihrem Uebermut auf einen moosgrünen Steinblock und stand dann winkend und hoch über ihm, immer in einer neuen glücklichen Verwunderung über den Wald und die Felsen und die wilden verbogenen Bäume. Es war auch ein richtiger Mär-

chenwald, ein üppiges wildes Waldstück, noch nicht von der Art zerfetzt und noch nicht mit Wegen und Bänken bedeckt ein reicher und voller Wald mit verirrtten Trümmern von stundenweit fernen Felsenmauern aus dem Süden des Landes, mit Lärchen, Buchen und Tannen und hohem Farnkraut dazwischen.

„Nachts möcht' ich einmal hier sein!“ entfuhr es Gertrud, als sie am Arme des Bruders die freie Höhe erreicht hatte und entschleiert, scharf und tiefblau die Berge aus den verfürmten Wolken heraustraten. Otto aber deutete auf den silbergrauen Strom und die Brücken und wies nach der Stadt, die mit ihren Toren und Türmen breit und schwer am Rande der Ebene lag. Es sei Zeit, meinte er und zog die Schwester einen weichen Weg über blühende Wiesen und sprossende Kornfelder hinab, der sich mit anderen zu einem festen Pfad verband und endlich in eine Fahrstraße bog, auf der ihnen das Leben der Stadt entgegenkam, beladene Lastwagen mit pfeifenden Fuhrleuten, Spaziergänger, müdige und geschäftige Menschen. Bald umfloß die beiden Geschwister die Morgenregsamkeit harter gepflasterter Straßen und Gertruds bemächtigte sich jene leichte Erregung, die alle angreift, die aus der Stille des friedlichen Landes in den Schall und die Raschheit der großen Städte geraten, wo alles in Bewegung ist oder auf Bewegung wartet und nichts fest in sich bleiben kann, weil sich alles ringsum verändert.

Mitten auf einem Platz, über den ein Schützenregiment im Takt der Trommeln marschierte, mußte sie, durch den

Lärm in ihrem Geplauder stumm gemacht, des Schauspielers gedenken, dem es vergönnt war, in dieser Stadt zu leben und darin groß und berühmt zu werden.

Sie schalt sich, daß sie im Taumel der Nacht wie ein Kind vor sich selber erschrocken war, und schob den Entschluß, ihn nicht mehr zu sehen, wie eine feige Torheit von sich. Was tat er ihr und was sollte sie ihm? Sie hatten verschiedene Bahnen, auf denen jedes in seinen Geleisen ging.

So dachte sie und überließ sich aufgeräumter als jemals den tausend Zerstreuungen ihrer Wege und wurde davon nicht leer, wengleich jetzt eine seltsame Unruhe hinter ihr dreinschritt und nach ihr griff, so daß sie sich fragen mußte, was sie sähe und dächte.

Denn so wird ein junges Leben, das für die Liebe aufgesprengt ist, unablässig verfolgt: daß es halbdunkle Träume im warmen Blut trägt und doch nichts davon in das helle Bewußtsein strömt, und daß es die Wärme des Blutes in sich spürt und doch nur in Träumen erwachen läßt.

* * *

Als Theo Behrens, der Schauspieler, zur Mittagszeit verstaubt und heiser das Hoftheater verließ, da tönten ihm die Zwölfuhrsglocken auf der rauschenden Straße wie ein zu seinen Ehren befohlenes Festgeläute ans Ohr, und er würde sich nicht gewundert haben, wenn alle Leute vor ihm den Hut gezogen hätten. Es trug sich aber nichts dieser Art zu, vielmehr gingen die einfachen Menschen, denen er auf seinem Gang nach dem Gasthof „zu den vier Mohren“ begegnete, achtlos an ihm vorbei, und die wenigen, die ihn kannten, hatten auf seinen Gruß nur einen flüchtigen Dank und sahen beinahe kühl und abweisend auf sein aufgedonnertes Gehaben, wie immer, seit es — vor drei Jahren — herumgekommen war, daß er seine hinfällige Mutter durch Schuldenmachen und Tagdiebereien um ihre letzten Pfennige gebracht hatte und dann plötzlich aus der Stadt verschwunden war, um Schauspieler zu werden. Dies und auch weil er den Verwandten und den Zuschauern seiner Jugend als verlogen und anmaßend galt, hatte ihn um sein Ansehen gebracht, und da solche Erinnerungen lange vorhalten, so reinigte es ihn nicht von der beharrlichen Mißachtung der Bettern, daß sein Name, künstlich verkürzt, seit einiger Zeit — meist nur an der untersten Stelle, wo die auftretenden Diener, Gewappneten und Boten genannt waren — auf dem Theaterzettel auftauchte. Gerade um ihretwillen aber gönnte es sich der Schauspieler, daß ihn heute ein Theaterportier mit einer großen Ueberraschung aus dem Bett geworfen hatte: er solle an Stelle eines Kollegen, der mit einem Schnupfen zu Hause saß, dessen große Liebhaberrolle in dem neuen Drama eines unbekannteren Dichters übernehmen, das für den Abend des folgenden Tages angesagt war und um der Ordnung im Spielplan willen nicht mehr abgelekt werden konnte.

Wie ein Sturmwind mit schwellenden Fanfarenstößen hatte ihn die Nachricht umbraust, eine Verheißung von prasselndem Händeklatschen und mannhohen Lorbeerkränzen, für die er sich stolz und mit einem gütigen und doch strengen Künstlerernst verneigen würde, ein Versprechen auf begeisterungstrunkene Loblieder der städtischen Zeitungen, die er

wie die Selbstverständlichkeiten der tributpflichtigen Bewunderung hinnähme, und eine Ankündigung von Titeln und hohen Gehältern, die es ihm erlauben könnten, freche Gerichtsvollzieher, Schneider, Schuster und Gastwirte mit einem Fußtritt zur Türe hinauszuerwerfen.

Mehr als das. Die große Rolle war vielleicht das Sprungbrett, um mit einem Satz der Beengtheit der Stadt und den lästigen Schnüren der Geldnot und Schuldenbedrängnis zu entkommen, und das ohne die Last und Langweile des geduldigen Wartens und Zusehens, bei dem er erfrieren und steif werden konnte vor lauter Rücksicht und Kriecherei.

Ein Zweispänner mit gelben Rädern und einem Lakai und einem Kutscher mit gelben Aufschlägen auf dem Kutschbock fuhr in diesem Augenblick wie eine Bestätigung solcher Träume über die sonnenhelle Straße. Der Schauspieler erkannte den Wagen, es war das Gefährt des vornehmsten Gasthofs der Stadt, in dem nur Fürsten und Millionäre abstiegen. In dem Wagen aber ersah er einen dicken Mann in einem glänzenden Zylinder, der seine feisten Hände im roten Handschuh an beiden Seiten auf dem Wagen Schlag ruhen hatte, einen Mann mit einem fetten und vollen Gesicht ohne Bart, einem verfalteten Mund und einem graugrünen Kinn, wie es nur alte Komödianten haben.

Wie ein Napoleon blickte dieser Mann aus der Mächtigkeit seines Umfangs über die Straße und über die Menschen weg und es hing etwas an ihm wie an der Miene eines Fremden, der sich in kleinen Städten als großer Gast fühlt, als er, in die Wagenpolster gegossen, seine Augen nach links und rechts drehte, immer bereit den Pomp seiner Persönlichkeit je nach Bedürfnis zu steigern oder zu mildern. Als Theo Behrens, der blickhaften Eingebung einer kühnen Minute gehorchend, dem Kutscher mit aufgehobener Hand Halt gebot und dieser von der vollendeten Sicherheit des jungen Menschen bezwungen gehorsam die Zügel zurückriß, so daß es den Pferden wie ein Rud ins Gebiß ging; als diese Ueberrumpelung durch den Schauspieler, einem Angriff gleich, in die Spazierfahrt des amerikanischen Theaterimpresario fiel, da zerfloß die Staltlichkeit dieses Mannes in eine ärgerliche Bewegung, und in der Ruhe seiner Gesichtswürde blähte sich eine Bereitschaft zu kurzen und groben Worten auf. Doch wie bei der Aussicht auf einen Vorteil die durch lange Uebung und Verbrühtheit erworbene Geschäftsmaske der Entrüstung plötzlich schwammweich wird und schmilzt, so legte sich auch der Zorn des amerikanischen Impresario, als Behrens im schützenden Mantel einer unterwürfigen Aufregung und Dringlichkeit an den Schlag getreten war und dem gewaltigen Vermittler, der ihn noch vor kurzem nach unsäglichen Bemühungen um eine Unterredung sehr eilig und hoffnungslos abgefertigt hatte, Meldung von seiner großen Rolle machte.

„Da werde ich kommen, junger Freund, und wenn es gut geht, schwimmen Sie doch noch mit mir übers Wasser!“, sprach er, tippte leicht nach dem Hutrand und rollte in seinem Wagen die Straße hinab.

Der Schauspieler aber erstand an einer Straßenecke die neueste Ausgabe der größten städtischen Zeitung und steckte das Blatt, nachdem er dort in der Theater rubrik seinen Namen in gesperrter Schrift gesehen hatte, zufrieden ein. Dann wandte er, nicht ohne zu handeln, ein Markstück

an den Kauf von drei roten Treibhausnelken, ließ sich eine davon am Knopfloch festnadeln und überreichte nach einer Weile im Gasthof „zu den vier Mohren“, indes Wogen von blinkender Hoffnung über ihm zusammenschlugen, die beiden andern mit dem Zeitungsblatt der lächelnden Gertrud von Sohr, die mit dem Bruder seit einer Viertelstunde gewartet hatte und ihm in ihrer blonden Anmut an diesem Mittag wie die Göttin seiner Zukunft entgegenleuchtete.

Ob er darauf rechnen dürfe, die Geschwister morgen in einer Loge als seine Gäste und Zeugen der ersten großen Rolle zu sehen?

Die Frage kam ihm, noch ehe er fest auf dem Stuhl saß, und er mußte nun seinen Erguß über sich und die Rolle beenden und statt dessen ein lautes Bedauern aufpflanzen, als er von Ottos Abreise erfuhr und gar vernahm, daß der Bruder schon abends die Reise antreten werde, weil er sie dann in der Gesellschaft eines Kameraden zurücklegen könne. Denn so hatte es sich gefügt, nachdem er vor kaum einer Stunde einem Regimentsfreund begegnet war, der sich gleich ihm für die Fahrt rüsten mußte, aber ihm vorschlug, noch in der Nacht zu reisen und dafür andern Tags in einer freundlichen Stadt des Mittellandes zu halten.

„Du aber gehst allein ins Theater und ein Wagen bringt dich nach Hause!“, entschied Otto mit einem Blick auf Gertrud, und sie sah den Schauspieler an und sagte es zu. Dem froh, als er das Mädchen betrachtete, ein Gedanke an, vor dem er beinahe in ein Zittern geriet, ein Gedanke, der ihn mit Wonne und Furcht ergriff, der entschlüpfte, noch ehe er fest geballt war, und wieder hervor-schlich, wenn sein Blick über Gertrud hinging, zwischenhinein und im Geheimen, wie wenn er dabei ertappt werden könnte.

Wieder, wie am Abend vorher, brannte Gertrud unter seinem Wortgefunkel heiß und glühend auf, aber nicht mehr zag und bekloffen, sondern in einer freiwilligen Entzündung, dazu schon der Wille in ihr lebendig wurde und mitsprach, so daß jene Schale von kühlen Gebärden und ruhigen Augen, die einen begehrliehen Mann in Vorsicht und Maß hält, bald von ihr abfiel und sie es mit einer freundlichen Ruhe geschehen ließ, daß sich sein Angesicht an dem ihren festsetzte und daß er das zarte und runde Spiel ihrer Hände und Arme genoß, während sie in eifriger Gefälligkeit an dem kleinen Tischchen die Wirtin spielte.

Die Zeit verging schnell, der Bruder drängte zum Aufbruch. Wenn es das Rollenlesen und die nachmittäglichen Proben erlaubten, so wolle er sich um sieben Uhr abends am Bahnhof einfinden, flocht der Schauspieler ein und schüttelte Otto von Sohr mit der Bitte um einen Karten-gruß aus dem Waffenfeld kräftig die Hand. Dann gingen sie nach verschiedenen Richtungen auseinander, unter einem leuchtenden Himmel, an dem keine Wolke stand, der Schauspieler nach seiner Behausung in einem dunklen Gassenwirts-haus der Altstadt, die Geschwister nach Verligenfeld, das sie mit einem Mietwagen erreichten.

* * *

Ob aber auch schon die Ranken, in denen sich Gertrud verfing, aus starken Wurzeln emporwuchsen, so blieb sie an diesem Tage doch einmal mit einem gewarnten und von grauen Ahnungen unwirkerten Herzen stehen, ohne einer

Laut und einen Atem, wie es Menschen ergeht, denen sich unversehens ein Blick in unergründliche Tiefen des Schicksals erschließt, daraus ihnen Mitleid und Furcht mit gläsernen Augen entgegenstarren.

Es war dies in einer Stunde, da Elise in dem einen verhärteten Schmerz ihres verdorbenen Lebens vor einem niederen Grabhügel betete und den blauen Maitag nicht sah, die Geschwister aber nach ihrer Rückkehr aus der Stadt in dem menschenleeren und seltsam hallenden Hause noch manche Geräte und Stücke zusammentrugen, die Ottos wider Erwarten beschleunigte und erst halb bereitete Reise verlangte. Und da ihnen bei dieser ungewohnten Verrichtung die Kenntnis der klugen Ordnung und der Vertlichkeit fehlte, wo die sorgsame Hand der Dienerin die Dinge in guter Verwahrung hielt, so vermischten sie auch den Schlüssel zu einer abseits stehenden Truhe, in der Otto das Lederzeug für die Reise und wollene Decken vermutete. Es half nichts, daß sie alle Schränke und Schubladen nach dem alten Schlüssel durchsuchten, er blieb verschwunden und bildete bald den Anlaß zu einer heftigen Unruhe, die den Bruder rastlos treppauf und treppab trieb. In dieser Verlegenheit entschloß sich Gertrud, in der Giebelkammer Elisens nach dem Schlüssel zu forschen.

Sie trat nicht ohne Scheu vor das Stübchen, das Elise in einer Eigenheit ihres Wesens fast immer versperrt hielt.

Als Gertrud eintrat, sah sie den kleinen Hausrat der Alten, wie er immer gewesen war, peinlich und gerade gestellt vor sich, alles, auch den zinnernen Weihwasserkessel und den Weidenzweig darin, das geschnitzte Kreuzifix und eine verlichtete Photographie von Gertruds Mutter in einem verblühten Blüschrahmen, wie sie seit Jahren an der sauberen Kaltwand hing. Aber auf dem Tischchen am Fenster war aus einer großen offenstehenden Schatulle der heimliche Inhalt wirr ausgestreut und liegen gelassen und verbreitete einen Geruch wie von alten trockenen Blumen.

Gertrud kannte die altertümliche, mit farbigen Hölzern eingelegte Schatulle der Dienerin seit ihrer Kindheit, und es war ihr auch in Erinnerung, daß Elise, so oft sie sie daran sah, die kramende Hand daraus zog und der Deckel niederklappte, ängstlich und hastig, wie wenn des Kindes Gegenwart solches gebiete. Jetzt stand das Kästchen wie ein verratenes Geheimnis aufgeschlagen vor ihr.

Gertrud schauerte zusammen, wie wenn sie stehlen wollte. Aber eine unwiderstehliche Neugier hieß sie vorwärtsgehen, und so schaute sie, was die Unüberlegtheit der Alten ans Licht gebracht hatte: Totenscheine mit schwarzen Kreuzen darauf, alte und vergilbte Briefe, von vielleicht längst verdorrten Händen geschrieben, und gesiegelte Papiere, auf denen Geburt, Taufe und Heirat von Trägern des Kamer-Geitler verurkundet waren, von toten und vergessenen Menschen aus verschollenen Familien, versunkenen Zeiten und zerstörten Wohnstätten, über die heute Wälder wachsen oder Straßen wegführen. Und auf diesen Schriftstücken ruhten noch die Reliquien der Menschen und Zeiten, aus denen sie stammten, verfärbte Bildchen von alten Begebenheiten, braune und schwarze Kränzchen, aus Haaren geflochten, die dereinst voll und glänzend um heitere Schläfen flatterten, und dürre und verschrumpfte Blumen, zu spröden und fahlen Sträußen gebunden, aus denen der Staub und der Moder abgestorbenen Lebens wehten. (Fortsetzung folgt.)